

Bevölkerung zusammen. Die reichen Waldungen des Landes gewähren den Gebirgsdörfern, die dem Walde näher liegen, mannigfache Beschäftigung. Schon die Gewinnung des Holzes beschäftigt zahlreiche Bewohner. Die Holzschläger, die gleich Waldbewohnern die ganze Woche hindurch in den höher gelegenen Waldungen zubringen und nur des Sonntags ihre Familien sehen, sowie die Holzrücker, die auf geradezu gefahrvolle Weise das Holz zu Thal fördern, erwerben sich damit ihren Lebensunterhalt. Und wie viele Leute leben von der Verwerthung des Holzes! Aus den Zapfen der Nadelbäume werden zierliche Nippfachen, wie Körbchen, Zündhölzchenbehälter, angefertigt; die harzreiche Kiefer liefert dem Kienrußhändler das Rohmaterial. Die Tracht des Kienrußherumträgers, des „Käfelsrömjungen“, ist heute im Lande nicht mehr anzutreffen. Doch wollen wir die originelle Figur desselben hier festhalten. Der Knabe, im Alter bis zu sechzehn Jahren, trägt eine schwarze, schildlose Kappe oder eine Zipselmütze, eine blaue Tuchjacke von gewöhnlichem Arbeitsjackenschnitt, schwarze Lederhosen, an den Knöcheln gebunden. Dicksohlige, mit Absätzen versehene, bis an die Knöchel reichende Schuhe bekleiden die Füße. Auf dem Rücken und in der Hand trägt er die Kienrußfäßchen, längliche Fäßchen, deren obere Öffnung mit einem Fleckchen bedeckt wird, über welches ein Leinwandstreifen geschoben ist.

Die meisten Eigenthümlichkeiten in Tracht und Kleidung sind durch den Einfluß, den das hochentwickelte Verkehrsleben als gewaltige nivellirende Macht auch in unserem Lande übt, gänzlich verschwunden. Solche waren besonderer Schmuck und Kleiderstaat bei Hochzeiten, Tauffeierlichkeiten und Begräbnissen, von denen nur noch Großvater und Großmutter den horchenden Enkeln erzählen. Wo sich solche Hochzeitstrachten noch finden, geben sie eine Vorstellung altschlesischer Tracht.

Dialect der Deutschen.

Mannigfaltigkeit liegt im Charakter jeder deutschen Mundart. Selbst in unserem kleinen Lande, in welchem ausschließlich der schlesische Dialect herrscht, begegnet man, namentlich hinsichtlich der Vocalfärbung, von Dorf zu Dorf lautlichen Verschiedenheiten. Zwei mundartliche Typen sind besonders auffallend. Die Bewohner des Flachlandes um Weißwasser, der nordwestlichsten Ecke Schlesiens, um Zauernig, Weidenau und Zuckmantel, begünstigen infolge tieferen Kehlkopfstandes und mäßig zurückgezogener Lage des Zungenkörpers die tieferen Laute o, u, neigen zu überlanger Dehnung und zur Diphthongirung der Vocale. Ihre Sprache klingt daher wie die in der größeren, im Osten des Landes gelegenen Sprachinsel um Bielitz dumpfer und breiter. Dagegen ist der Dialect im Berglande, um Freiwaldau, Würbenthal, Freundenthal, sowie im Oppalande weit schärfer, die specifisch schlesischen

Kürzen treten charakteristischer hervor, der Accent herrscht über den Circumflex, die helleren Vocale, namentlich i, über die dumpferen. Alles deutet auf höheren Kehlkopfstand und eine vorherrschend dorsale Articulation der Vorderzunge. Damit hängt auch die durchgreifende Mouillirung zusammen, welche oft ganze Consonantengruppen erfasst und der Sprache neben einem ausgesprochenen musikalischen Charakter größere Weichheit verleiht.

Trotz dieser Verschiedenheiten weisen doch die Laut- und Formenverhältnisse so viele gemeinsame Eigenthümlichkeiten auf, daß man berechtigt ist, diese sprachliche Mannigfaltigkeit unter dem Gesichtspunkte der Einheit zu betrachten und an einer gemeinschlesischen Mundart festzuhalten. Gegenüber anderen Dialecten ist zunächst das langsame Redetempo so charakteristisch, daß man selbst den gebildeten Schlesier in ganz Deutschland an seiner gemüthlich breiten Aussprache erkennt.

Bezeichnend sind ferner die Accent- und Tonverhältnisse. Nicht als ob, wie behauptet wurde, dem schlesischen Hochton ein geringeres absolutes Maß der Verstärkung zukäme, vielmehr knüpft sich an die expiratorischen Accente bei einfachen zweisilbigen Wörtern ein die ganze Mundart durchdringendes musikalisches Verhältniß, nach welchem der Stimmton der Wurzelsilbe etwa um eine Terz höher liegt als jener der Affixsilben. Um dieses dreistufige Intervall zu deutlicher Auffassung des Gehörs zu bringen, begünstigt die Mundart in der zweiten Silbe Vocale mit größerer Tonfülle; so werden geschwächte Endungen wie die des Mittelwortes auf „end“ durch klangvollere ersetzt — für brennend: brinig, für glühend: glinig zc. Hiermit hängt unter anderem auch der durchgreifende Ersatz der neuhochdeutschen Endsilbe en durch jenes helle a zusammen, welches Friedrich dem Großen so gefallen hat, daß er daran gedacht haben soll, das farblose e der Schriftsprache ganz abzuschaffen. Während im einfachen Worte die Tonverhältnisse maßgebend sind, tritt in Zusammenstellungen der expiratorische Accent so stark in seine Rechte, daß die zweite Componente häufig ihres Wurzelvocals verlustig wird: Senwet = Sonnabend, und selbst bei zweisilbigen Grundworten nur eine Liquida als Silbenbildner übrig bleibt: Ärpl = Erdäpfel.

Die Consonanten befinden sich auf der hochdeutschen Lautstufe. Nur in den abgelegensten Gegenden findet man bei alten Leuten noch versprenkte Reste niederdeutschen Standes. So hört man in der Sprachinsel um Bieleß statt des z die unverschobene Tenuis t in „ctta“ = jetzt, in „gefott“ für das gewöhnlichere „gesotzt“ = gesetzt, während der niederdeutsche Übergang des ch in k bei nokwr = Nachbar, valka = Beilchen allgemein ist. Dem bairisch-österreichischen Dialect gegenüber zeichnet sich der schlesische durch scharfe Unterscheidung von Tenuis und Media aus; in einer Reihe von Worten mit anlautender Labialis oder Dentalis bewahrt er sogar gegenüber neuhochdeutscher Media die alte Tenuis: Puckel, tumm; umgekehrt steht d für t in doll, Dromml u. a. In der Gutturalreihe findet sich diese Erscheinung außer vor t: gefakt, gelekt, in welchem Falle

der Laut meist ganz ausgestoßen wird: geset, gelet, nur ausnahmsweise, namentlich in *lag'a* = gegen. Im Inlaute geht *b* häufig in die Spirans über: *lawa* = leben, vereinzelt auch umgekehrt *w* in *b*: *Vorbrik* (Vorwerk). *Pf* wird im Anlaute regelmäßig zu *f*: *farđ* = Pferd, im In- und Auslaute meist zu *p*: *Dppl*, *Rđp*. Auf *t* wirkt vorangehendes *l* fast immer erweichend: *halba* = halten, oft auch *n*: *hender* = hinter; in der Gegend um *Sauernig* wird in diesem Falle die Dentalis syncopirt: *håla*. Lautverdichtungen treten ein bei *h*: *sich* = *sieh*, *hecher* = *höher*, bei *sch* nach *l* und *n*: *foltsch* = falsch, sowie endlich bei *s*, welches nicht nur in den dem Schriftdeutschen eigenen Fällen, sondern auch nach *r* und öfter sogar nach *p* zu *sch* wird. Die größte Mannigfaltigkeit herrscht naturgemäß in der Articulation der Liquiden. *R* geht nach Vocalen, besonders unter dem Einfluß des Hauptaccents oft in dem Stimmtone seines Nachbars unter, wobei es häufig die Veranlassung zur Diphthongirung wird: *wuot* = Wort. Der Wechsel mit *s*: *verliesen* = verlieren ist nur noch selten. *L* erhält sich im Flachlande rein, in Gebirgsgegenden aber nimmt es den palatalen Laut des polnischen *l* an und geht manchmal selbst in einen Vocal über, so daß wir die Reihen erhalten: *Walt*, *Wakt*, *Waut*; *zëimlich*, *zeimlich*, *zeimoich*.

Eine große selbsterhaltende Kraft hat das *m*, welches sich in einer Reihe von Beispielen aus älterem Lautstande ebenso erhalten hat wie die Lautverbindung *mp*: *Födem* = *Faden*, *Båsem* = *Besen*; *krump* = *krumm*. *N* geht wie fast in allen Mundarten vor Labialen in *m* über: *femf* = *fünf*; in der Lautverbindung *nd* erweicht es sich im Gebirge zu *nd*: *Hund*, *Kinder*. Der Consonantenstand der Mundart erhält endlich durch zahlreiche Ausstößungen und Einschiebungen einen vom Neuhochdeutschen verschiedenen Charakter. So neigen namentlich bei einsilbigen Wörtern zum Abfall *b*: *ho* = *habe*, *gal* = *gelb*, *gëi* = *gib*, *blain* = *bleiben*, *gett* = *gibt*, *hesch* = *hübsch*, dann *ch* in *glai*, *au* = *auch*, endlich *n* außer in der Infinitivendung in: *mai*, *vo*, *na*, *nå* (*nein*) und selbst im Inlaute bei der Bildungssilbe *ing*: *Sperlik*, *Jünglik*. Nach Liquiden und *ch* erscheinen öfter euphonische Einschiebungen aus der Dentalreihe: *rendlich* = *reinlich*, *drnóchtan* = *darnach*; „*schont*“, „*Teppicht*“ hört man auch in den Städten. Unorganisch ist ferner *h*: vor anlautendem *a*: *har* = *er*, besonders in der Bildungssilbe *at* = *ent*: *hatlåfa* = *entlaufen*, dann *n* in: *genung*, *Brinkl*, *nender* = *näher*, *beiner* = *bei ihr*, während das Schlesiſche umgekehrt das unorganische *n* in *Mò* = *Mohn* nicht kennt.

In erdrückender Mannigfaltigkeit treten die Vocale auf. Aber das abfällige Urtheil, sie wären mechanische Gebilde ohne geistige Begründung und geschichtliches Leben, kann sich nur auf die unter dem mächtigeren Einflusse des Schriftdeutschen stehenden Städte beziehen. Bei den dörflichen Dialecten geht im Allgemeinen der Proceß dahin, daß jeder alte Vocal der Reihe *i*, *e*, *a*, *o* in der Mundart zu einem Laute mit nächst tieferem Eigentone zurücksinft, während *u* im Flachlande gewöhnlich zu *o* wird, im Gebirge hingegen in die

I-Reihe übertritt. Die Consonantenumgebung fördert oder hemmt nun diesen spontanen Lautwandel in verschiedener Weise, namentlich hat nachfolgendes r die Eigenschaft, seinen Nachbarlaut zu den beiden äußersten Grenzen der Vocallinie, zu i und u, zu drängen. Altes i hat sich vor einfacher Consonanz zu ei entwickelt, vor doppelter ist es zu offenem e geworden. Dieser schon dem Altchlesischen eigenthümliche Vocal wird aber im Oppalande bei nachfolgendem n mit Verschußlaut wieder zu i erhöht, also neben Rend: Rind, neben Wend = Wind. Auch ursprüngliche ü, uu, üe sind diesem Wandel unterworfen: enſr aus ünſer, ech = euch, Becher = Bücher, wenn auch im Gebirge das hellere i vorherrscht. Während sich tonlanges E unter dem Einflusse des Niederdeutschen zu I erhöht: ſir = sehr, wint = wenig, oder vor l und n zu einem Diphthong ei entwickelt hat, ſinken, wo nicht l, namentlich palatales, den Laut festhält, fast alle aus altariſchem a abgepaltenen e zu a herab: Fädr = Feder, aber: Welt. Kurzes a hat sich vor Gutturalen und vor n mit nachfolgendem Dental- oder Gutturalverſchuß erhalten: Acker, Hant. Sonst durchläuft es wie das tonlange a die U-Reihe über o ſogar zu ou und u, wobei nachfolgendes r wieder die weiteste Verſchiebung bewirkt: Fär = Fahr. Die größte Energie beweist kurzes o, welches sich vor ch, ck und pp bewahrt hat; nur nach erfolgter Dehnung ist es demselben Proceſſe wie das ursprüngliche lange o verfallen und wird entweder zu ou oder äu: foup: käup, brout: bräut, oder vor l und r ſogar zu ü: urn = Ohr, hulle = holen. Für den Verlust der ursprünglichen I-Laute ſchafft der Sprachproceß mannigfachen Erſatz; ſo geht der Umlaut ü in einfaches i über, aber auch u wird, wo es nicht zu o zurückſinkt, auf verschiedene Weise mit einem I-Klange verſetzt; vor r tönt dann gewöhnlich ein dumpfes i, vor der im Gebirge mouillirten Verbindung nd hört man einen Diphthong ui: gefuiit, der vor t völlig ausgebildet ist: Pwitter = Butter, und bei welchem der zweite Laut in einzelnen Dörfern ſo charakteriſtiſch auftritt, daß sich der erste fast ganz verflüchtigt: Pitter. Die dörflichen Dialecte unterſcheiden meist zwischen ursprünglichem ei und dem unter baieriſchem Einflusse aus mittelhochdeuſch i hervorgegangenen. Dieses wird im Hochtone zu ei diphthongirt, während es im Tieftone über die Kürze zu reducirtem e fortſchreitet, wofür im Auslaute ſogar jenes mit der Infinitivendung gleichtönende a tritt: Techla = Tüchlein. Das alte ei hingegen lautet ai und wird bei acuter Accentuation zu â monophthongirt, wobei der nachfolgende Consonant durch Mouillirung die Function des i übernimmt: Stâin, Stân. In Westchlesien schiebt sich dieses ai, wo nicht nachfolgende Dentalis hinderlich ist, in das zwischen beiden Componenten liegende ä zusammen und hat ſo um sich gegriffen, daß es, namentlich in den Städten, auch Stellvertreter für den jüngeren Diphthong geworden ist: Stân, Zât; Klâit = Kleid. Für mittelhochdeuſches ou tritt au mit der Neigung zur Monophthongirung in a und uo ein: Baum, Bâm, Buom. Charakteriſtiſch sind die prägnanten Kürzen i, u als Stellvertreter für die unechten

Diphthonge ie und uo: fricha, flissa = fließen, Buch = mittelhochdeutsch buoch, ruffa = ruofen. Der Umlaut ist in vielen Fällen zurückgezogen, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß die Mundart gegen denselben eine besondere Abneigung hätte.

Der Dialect verfügt über einen reichen Wortschatz. Altgermanische, sonst ausgestorbene Wurzeln haben sich in einzelne Redensarten geflüchtet. So ist mittelhochdeutsch vërch = Leben (vërchbluot) erhalten in: „sëch di Bärchöder verraänka“, womit eine innere tödtliche Verletzung bezeichnet wird. Urbern = geräuschvoll geschäftig sein geht auf mittelhochdeutsch: urborn zurück, urschen = vergeuden auf gothisch: usitan. Viele Wörter kommen in einer Reihe von Nebenformen vor, mit welchen den Bedeutungen in einzelnen Localen abweichende Färbungen ertheilt werden. Selbst die Bezeichnungen für gewöhnliche Dinge sind mitunter verschiedenen Wurzeln entnommen, wie z. B. im nordwestlichen Theile des Landes statt „Wald“ ausnahmslos Boisch = Busch in Verwendung steht. Gegenüber andern Dialecten hat das Schlesiische den Unterschied zwischen starker und schwacher Conjugation viel treuer festgehalten. Das starke Imperfect des Indicativs ist selbst da bewahrt, wo es im Hochdeutschen längst erloschen ist: boll, gebollen von bellen. Die Ablautsreihen treten, wenn auch durch den gesetzmäßigen Vocalwandel verändert, klar und deutlich hervor. Dabei begegnen alte Formen wie: ich tór (mittelhochdeutsch türren) für dürfen, dann der Imperativ bëi = sei, welcher so eingebürgert ist, daß sich auch der Städter ein: „bin so gut“ leicht entschlüpfen läßt.

Bei der Declination des Substantivums herrscht Verwirrung wie im Schriftdeutschen, aber die starke Genitiv- und Dativendung haftet im Sprachbewußtsein. Viele Worte, namentlich die Masculina, vermeiden den Umlaut, bei andern, wie z. B. bei Täge, ist er gegen den allgemeinen Gebrauch eingedrungen. Charakteristisch ist für das Schlesiische das mit den Betonungsverhältnissen im Zusammenhang stehende Festhalten an dem Flexions-e der schwachen Masculina: der Dohse, Bäre u. s. w. Das Geschlecht weicht öfter vom Schriftdeutschen ab. Männlich werden gebraucht: Binn = Biene, Fön = Fahne, Ern = Erde; weiblich: die Bäch, die Schöß, die Hün; sächlich: das Dienst.

Das Adjectiv wird meist unfleclirt mit dem Substantiv verbunden: a schein Resla, a klein Brinkla. Bei nachdrücklichen Steigerungen treten zwischen den doppelt gesetzten Artikel die Wörter sehr, zu, gar: a sir a guttr Kalla = ein sehr guter Kerl. Andere, früher gangbare Eigenthümlichkeiten, wie der Gebrauch des „sich“ bei reflexiver Beziehung auf die erste Person der Mehrzahl und ähnliche, sind dem Einfluß der Schule fast ganz gewichen. Überhaupt hat das Schlesiische wegen seiner verhältnißmäßig geringen specifischen Unterschiede vom Schriftdeutschen zu wenig Widerstandskraft, um sich in einem betriebsamen, den Cultureinflüssen geöffneten Lande in seiner Eigenthümlichkeit und organischen Entwicklung auf die Dauer behaupten zu können.